



Greg Marinovich / João Silva

DER BANG-BANG CLUB

Schnappschüsse aus
einem verborgenen Krieg

AFRIKA WUNDERHORN

AFRIKA  WUNDERHORN

Reihe für zeitgenössische afrikanische Literatur
Herausgegeben von Indra Wussow



DER BANG-BANG CLUB

Schnappschüsse aus einem
verborgenen Krieg

Greg Marinovich / João Silva

Mit einem Vorwort
von Erzbischof Desmond Tutu

Aus dem südafrikanischen Englisch
von Manfred Loimeier

AFRIKAWUNDERHORN

Titel der Originalausgabe:

The Bang-Bang Club

© 2000 Greg Marinovich & João Silva

Lektorat: Manfred Metzner

© 2015 Verlag Das Wunderhorn GmbH

Rohrbacher Strasse 18

D-69115 Heidelberg

www.wunderhorn.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert werden oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gesamtgestaltung:  sans serif, Berlin

Umschlagabbildung: Ken Oosterbroek / The Star

ISBN 978-3-88423-494-5

eISBN 978-3-88423-488-4

Dank

Wir wollen unseren endlos geduldigen und verständnisvollen Lektorinnen Elizabeth Burrows und Johanna McGeary, insbesondere Suzanne Daley, danken, die unsere Kapitel zusammengeschnürt haben.

Jonathan Diamond und Christine Tomasino, unseren Agenten und Freunden, die leidenschaftlich an das Buch glaubten, als es gerade mal ein Bündel von Notizen und Anekdoten war. Abner Stein in London. Den Lektoren Ravi Mirchandani von William Heinemann und Tim Bartlett von Basic Books.

Impimpi: Jerry, Joan, Julia und Mitchell Balich, Howard Burdett, David Brauchli, Kevin Carters Eltern - Jimmy und Roma, Tom Cohen, Gisella Cohen, Robin Comley, Kathy Davidson, Jude Domski, Horst Faas, Denis Farrel, Louise Gubb, Themba Hadebe, Joyce Jenetwa, Bafana Khumalo, Carolyn Lessard, Julia Lloyd, R & P, Nancy Lee, Scott MacLeod, Peter Magubane, Chris Marais, Judith Matloff, Brian Mkhize, Monty Montgomery, James Nachtwey, Juda Ngwenya, Mike Nicol, Patrick de Noirmont, Mike Persson, Gilles Peress, Rodney Pinder, die Rapoo Familie - Maki, Sandy und Reginald (**Boytjie**), Heidi Rinke, Vivian Silva, Tina Susman, Paul Velasco, John Wills, Chuck Zoeller.

Monica Hilton-Barber und *The Star* für die Erlaubnis, Kens Bilder zu verwenden, und Guy Adams für sein Foto von Kevin.

Jerry Marobyane für die *Lieder aus einem Kampf* und Dr. Onen von Gulu, Uganda, für die **Acholi**-Lieder.

Vorwort

von Desmond M. Tutu, emeritierter Erzbischof von Kapstadt, Südafrika

Vorwort

1 / Die Mauer

2 / »Ach, ein Pondo - er verdiente es zu sterben«

3 / »f5.6 sollte passen«

4 / Ruhm und Freundschaft

5 / Bang-Bang

6 / Eine Abkürzung zum Himmel

7 / Monster

8 / Bad Boys

9 / Intelezi

10 / Fliegen und hungrige Menschen

11 / »Es ist gut, dass einer von euch stirbt«

12 / Revolution

13 / Die Sünde des Sehens

14 / »Zeigt uns euren Toten«

15 / »Immerhin warst du da«

16 / Das Land aus Milch und Honig

17 / Auf und ab

18 / Leben sollte toben

19 / Ein neues Südafrika

20 / Abgeschlossenes Geschäft

Glossar

Zeitschiene Südafrikas

Bibliografie

Register

Vorwort

Fast jeder sagte Südafrika eine äußerst düstere Zukunft voraus. Man glaubte, das schöne Land würde vom schrecklichsten Blutbad überschwemmt werden, dass ein katastrophaler Rassenkrieg dieses Land verwüsten würde. Diese Vorhersagen schienen sich in der Tat zu erfüllen, als während der Zeit der Verhandlungen über einen Übergang von Unterdrückung zu Freiheit, von totalitärer Herrschaft zu Demokratie Gewalt ausbrach. Zu Beginn der 1990er schien das so schreckliche Blutvergießen zum Normalzustand zu werden. Anscheinend willkürliche Tötungen geschahen in Zügen. Massaker ereigneten sich, als die Bewohner der Townships mit den Bewohnern der Hostels aneinander gerieten, die in den nach Geschlechtern getrennten Hostels ein anormales Leben führten und vom stabileren Gemeinschaftsleben in den Townships ausgegrenzt blieben. Die Leute starben wie die Fliegen, und sie starben grausam, durch das berüchtigte **Necklace**, bei dem ein Reifen mit Benzin über den Kopf des Opfers gestreift und dann angezündet wurde. Immer wenn die täglichen Opferstatistiken veröffentlicht wurden und es hieß, fünf oder sechs Menschen wären in den vorangegangenen vierundzwanzig Stunden getötet worden, seufzten die meisten von uns vor Erleichterung und sagten: »Bloß fünf oder bloß sechs«. So schlimm war es.

Allgemein wurde dieses Blutvergießen der blutigen Rivalität zwischen Nelson Mandelas African National Congress (**ANC**) und der **Inkatha Freedom Party (IFP)** von Chief Mangosuthu Buthelezi zugeschrieben, die politisch an Boden gewinnen wollten, um eine unanfechtbare

Vorherrschaft zu erringen. Das erschien als Erklärung schlüssig, bis man gewisse merkwürdige Auffälligkeiten in dieser ganzen mörderischen Rivalität ausmachte. Die Massaker schienen immer dann stattzufinden, wenn die Übergangsverhandlungen eine heikle Phase erreicht hatten, und es war ein sonderbarer Zufall, dass sie an einem kritischen Punkt in der Diskussion die weiteren Verhandlungen gefährdeten.

Es sah so aus, als ob das Töten in den Zügen Teil der Rivalität zwischen politischen Feinden wäre, aber diese Sicht wurde unhaltbar durch die Tatsache, dass die Mörder willkürlich auf Leute schossen und sie töteten. Sie sagten nichts, sie fragten die Passagiere nicht nach ihrer politischen Zugehörigkeit. Wie sollten sie daher wissen, nicht ihre eigenen Anhänger zu ermorden?

Die Rivalität konkurrierender politischer Parteien war als Erklärung für die Schüsse aus vorüberfahrenden Autos noch schwieriger aufrecht zu erhalten, die Kennzeichen der instabilen Zeit vor der Wahl waren. Überzeugender schien, es so zu sehen, dass alles darauf angelegt war, die Township-Bewohner in Panik zu versetzen und so weit zu bringen, zu sagen, der ANC sei unfähig, seine Mitglieder zu schützen, um hierdurch seinen beachtlichen Rückhalt in den Townships zu untergraben. Außerdem sprach mancher von uns von einer mysteriösen dritten Kraft, die irgendwie mit der Apartheidregierung und ihren Geheimdiensten verbunden zu sein schien und deren Absicht es war, die sogenannte schwarz gegen schwarz gerichtete Gewalt zu schüren, was es dieser Regierung und vielen Weißen erlaubte, damit aufzutumpfen, die Schwarzen wären eindeutig noch nicht zu Demokratie und politischer Macht bereit. Mich hat diese Besessenheit von sogenannter schwarz gegen schwarz gerichteter Gewalt, gerade so, als ob schwarz gegen weiß gerichtete Gewalt irgendwie

akzeptabler wäre, immer beschäftigt. Und warum hatte eigentlich niemand das, was in Nordirland oder in Bosnien, im Kosovo und andernorts an brutaler Gewalt geschah, als Beispiele für Gewalt weiß gegen weiß beschrieben? Dort war es einfach Gewalt, warum hier schwarz gegen schwarz?

Die Apartheidregierung und ihre Anhänger stritten jegliche Verwicklung in das Schüren dieser grausamen und mörderischen Gewalt ab. Sie wurden als Lügner überführt, zum Beispiel durch die Goldstone Kommission. Wie beim Puzzle fügte sich Stück für Stück zusammen, was zum Beispiel das Schweigen der Mörder in den Zügen erklärte. Die meisten von ihnen, sollte aufgedeckt werden, kamen von außerhalb Südafrikas - aus Angola, Namibia et zetera, und sie verstanden die lokalen Sprachen nicht. Sie hätten sich selbst verraten, sobald sie den Mund aufgemacht hätten. Das hatte in der Tat nichts zu tun mit politischer Rivalität, sondern allein mit Leuten, die um jeden Preis an der Macht bleiben wollten, selbst um den Preis mehrfachen schrecklichsten Blutvergießens.

Und der Welt musste diese Geschichte erzählt werden. Wir waren höchst gesegnet damit, einige der talentiertesten Journalisten und brilliantesten Fotografen zu haben. Sie trugen dazu bei, Geschichte zu erzählen. Sie hielten einige der bewegendsten Momente auf Filmnegativen fest, etwa das grauenvolle Necklace, oder wie sich eine grölende Menge, sei es von der einen oder von der anderen Konfliktseite, barbarisch auf ein hilfloses Opfer stürzt. Einige dieser Profis erhielten für ihre Arbeit hohe Auszeichnungen wie den Pulitzer Preis, einer von ihnen für sein Bild aus dem Sudan, wo ein Geier einem hungerleidenden Kind auflauert. Es war ein Bild, das die irgendwie selbstzufriedene Welt bewegte. Wir waren oftmals erstaunt, wenn wir ihre Arbeit sahen. Wie hatten

sie es nur fertiggebracht, solche Bilder inmitten derart entfesselter Gewaltexzesse aufzunehmen? Sie mussten, um mit so viel Unerschrockenheit und Professionalität in **Todeszonen** zu arbeiten, außerordentlich mutig gewesen sein. Und sie mussten bemerkenswert cool, nein, sogar kaltblütig gewesen sein, um das alles als Teil einer täglichen Arbeit zu betrachten.

Nun wissen wir ein bisschen mehr, da der Schleier darüber, wie dieser bemerkenswerte Kreis vorging, gelüftet wird, wie oft sie kaltschnäuzig sein mussten, bis dahin, über Leichen zu stolpern, ohne zu viel Gefühl zu zeigen, um dieses eine besondere Foto zu machen, das garantierte, dass die Agenturen ihre Arbeiten abnehmen würden. Nun wissen wir ein bisschen vom Preis, dem andauernden Spiel mit dem Tod, um zu verstehen, was mit makabrem Humor der Bang-Bang Club genannt wurde. Und wir wissen ein bisschen vom Preis, traumatisiert zu werden, was manchen in den Selbstmord trieb, und dass, ja, dass diese Leute Menschen waren, die unter den herausforderndsten Bedingungen arbeiteten. Ja, dies ist ein großartiges Buch, niederschmetternd, indem es das Ausmaß offenlegt, wozu wir bereit waren, um an die Macht zu gelangen oder sie zu behalten. Und schonungslos ehrlich über den hohen Preis, indem es öffentlich macht, was so lange außer Acht geblieben ist. Wir stehen tief in ihrer Schuld für diesen Beitrag zum fragilen Prozess des Übergangs von Unterdrückung zu Demokratie, von Ungerechtigkeit zu Freiheit.

Es ist die Arbeit von zwei herausragenden Künstlern; kein Wunder, dass einer von ihnen den Pulitzer Preis gewann für seine fotografische Darstellung des Krieges in den Hostels, über den dieses Buch berichtet.

Desmond M. Tutu,
emeritierter Erzbischof von Kapstadt, Südafrika

Vorwort

Wir sahen uns beim Schreiben dieses Buchs einer Reihe von Schwierigkeiten gegenüber. Umwölkte Erinnerungen, unser Widerwille, wieder aufzugreifen, was eine sehr schwierige Zeit war, und wie wird man am besten der Vielschichtigkeit der Erzählung der Geschichte von vier Menschen gerecht, die, obwohl beruflich miteinander verbunden, sehr verschiedene Leben und Erfahrungen hatten. Zuletzt beschlossen wir, diese Geschichte mit nur einer Stimme zu erzählen, Gregs. Hätten wir nicht zusammengearbeitet, wäre dieses Buch nicht möglich gewesen. Eine Person allein sieht nie genug, um in der Lage zu sein, ein Buch dieser Art fertigzubringen, und sicherlich half uns das Recherchieren und Schreiben dieses Buchs, so viel mehr von unseren Freunden zu verstehen, von uns selbst und den Zeiten. Wir können niemals hoffen, zu wissen, was in den Gedanken selbst unserer nächsten Vertrauten vor sich geht, aber wir haben einen ehrlichen Versuch unternommen, den Nebel zu durchdringen, der unsere Freunde und uns selbst in dieser Zeit des Schmerzes umgab.

Wir hatten niemals beabsichtigt, ein Buch über diese Zeitspanne zu schreiben. Und als wir es schließlich 1997 zu schreiben anfangen, war es eher eine Entdeckungsreise als der fieberhafte Versuch, aufzuzeichnen, was wir als bereits bekannte Wahrheit betrachteten. Wir mussten entdecken, dass die Fragen nach dem, was wir taten und wie wir es machten, viel komplexer waren als die Art und Weise, in der wir die Angelegenheiten in unseren Köpfen strukturiert hatten. Da ist eine Menge an Zorn und Bitterkeit aus jenen

Zeiten, die nicht verdrängt werden kann - das ist ein Teil von uns und des Landes. Aber da ist auch ein erstaunliches Maß an Vergebung, Gnade und Menschlichkeit herausgekommen. Diese Mischung an Gefühlen entspricht sehr dem Südafrika, das wir kennen.

Über den Bang-Bang Club südafrikanischer Fotojournalisten wurde in der Zeit der Gewalt, die das Ende des Apartheidregimes in Südafrika kennzeichnet, viel geschrieben. Der Name weckt in der Vorstellung das Bild einer Gruppe abenteuerlustiger Männer, die die meiste Zeit zusammen arbeiteten, spielten und herumhingen. Um es gleich klarzustellen: Es gab niemals einen solchen Verbund, es gab niemals einen Club, und es waren niemals nur wir vier in dieser wie von einer Art Heiligenschein umgebenen Vereinigung - Dutzende Journalisten begleiteten die Gewalt während der Zeitspanne von Nelson Mandelas Freilassung aus dem Gefängnis bis zur ersten vollkommen demokratischen Wahl.

Wir entdeckten, dass eine der stärksten Verbindungen unter uns die Frage nach der moralischen Berechtigung dessen war, was wir tun: Wann drückst du auf den Knopf des Auslösers und wann zögerst du, Fotograf zu sein? Wir entdeckten, dass die Kamera niemals ein Filter war, der uns vor dem Schlimmsten schützt, wovon wir Zeugen waren und das wir fotografierten. Eher das Gegenteil - es scheint, dass die Bilder genau so in unsere Hirne gebrannt wurden wie auf unsere Filmnegative.

Es waren Freundschaften, die uns vier verbanden, aber das war keine Art von gemeinsamer gegenseitiger Freundschaft, sondern vielmehr individuelle Verbundenheit, die sich manchmal überlagerte. Aber es gab gewiss einen kleinsten gemeinsamen Nenner - wir alle begleiteten die erschütternden Ereignisse der 90er mit einem Sinn für Geschichte und ihren Verlauf, und wir

können von außen betrachtet beobachten, wie es geschah, dass aus einem nachlässigen Spitznamen ein Markenzeichen wurde.

Wir haben zahlreiche Begriffe verwendet, die es ausschließlich in Südafrika gibt, einige davon in einer Art Englisch, andere in einer der neun afrikanischen Sprachen sowie **Afrikaans**, und ebenso den Vorort-Slang, der **Tsotsitaal** genannt wird. Einige davon erklären wir innerhalb des Textes, andere sind selbsterklärend, aber es gibt auch ein Glossar am Ende des Buchs, das die besondere Bedeutung, die manche Begriffe bei Südafrikanern auslösen, erläutert - ebenso wie eine Zeitschiene historischer Ereignisse in Südafrika, von denen wir dachten, sie würden zum Verstehen dessen beitragen, was geschah, seit weiße Kolonisatoren sich erstmals auf der südlichen Spitze Afrikas niederließen.

Greg Marinovich, João Silva

1

DIE MAUER

*Wenn ich nur erreichen könnte
Das Zuhause von des Todes Mutter
Oh, meine Tochter
Ich würde eine lange Fackel aus Gras machen ...
Ich würde alles völlig zerstören, völlig ...*

Traditionelles Acholi-Beerdigungslied

Thokoza-Township, Südafrika, 18. April 1994

»Nicht ein Bild«, murmelte ich, als ich durch den Sucher meiner Kamera sah, wie Soldaten systematisch auf die Wohnanlage feuerten. Ich drehte mich um zu der Reihe schreckenerfüllter, zaudernder und schlecht ausgebildeter Soldaten, die direkt neben mir entlang der Mauer kauerten. Ihre Blicke huschten hin und her unter den Rändern ihrer Stahlhelme. Ich wollte diese Furcht einfangen. In der nächsten Minute traf mich ein Schlag – kräftig, hammerhart – in die Brust. Mir fehlt ein kurzer Moment, ein Herzschlag meines Lebens, aber dann fand ich mich auf dem Boden wieder, verdreht in den Beinen der anderen Fotografen, die neben mir arbeiteten. Schmerz durchzuckte meine linke Brust und breitete sich durch meinen Körper aus. Er ging weit über den Punkt hinaus, von dem ich dachte, dass Schmerz bis dahin reicht. »Mist! Ich bin getroffen, ich bin getroffen! Mist! Mist! Mist!«

Da das Maschinengewehrfeuer entlang der Mauer weiterging, zogen mich João und Jim an meiner

Kamerajacke verzweifelt näher an die Mauer, suchten Schutz bei den Soldaten und außerhalb der Schusslinie. Dann durchdrang eine erregte Stimme die Geräuschkulisse: »Ken O ist getroffen!« Ich bemühte mich, meinen Kopf aus dem Gewirr der Kameras und Riemen um meinen Hals zu ziehen. Ein paar Meter rechts von mir konnte ich ein Paar langer, dünner Beine sehen, ohne Zweifel Kens Beine, die unter dem Unkraut hervorschauten, das an jener Betonmauer wuchs. Sie waren bewegungslos und standen in einem unmöglichen Winkel zueinander. Jim rannte rüber, wo Gary Ken schüttelte im Versuch, ein Lebenszeichen zu erhalten. Das unregelmäßige Krachen und Rattern des schnellen Maschinengewehrfeuers hallte durch die Luft um das Knäuel aus Journalisten und Soldaten, die versuchten, sich flach gegen die Mauer zu drücken.

Blut sickerte aus dem klaffenden Loch in meinem T-Shirt. Ich presste meine Hand auf das Loch, um das Bluten zu stoppen. Ich stellte mir die Austrittswunde der Kugel als ein tödliches, klaffendes Loch auf meinem Rücken vor. »Such nach einer Austrittswunde«, sagte ich zu João. Er nahm keine Notiz von mir. »Du wirst schon OK sein«, sagte er. Ich dachte mir, es müsste schlimm sein, wenn er erst gar nicht nachschauen wollte, und so, als würde das in einem blödsinnigen Kinofilm geschehen, bat ich ihn, meiner Freundin eine Nachricht zu übermitteln. »Sag Heidi, dass es mir leid tut ... dass ich sie liebe«, sagte ich. »Sag's ihr selbst«, schnauzte er zurück.

Plötzlich überkam mich ein Gefühl vollkommener Ruhe. Das war es. Ich hatte meine Schulden bezahlt. Ich hatte für ein Dutzend von Nahaufnahmen gebüßt, die immer jemanden verletzt oder tot zurückließen, während ich unversehrt mit Bildern in der Hand aus den Chaosszenen

herauskam, jedes Mal das Verbrechen beging, ein glückvoller Voyeur zu sein.

Jim kam zurück, geduckt unter dem Schusswechsel, und flüsterte fürsorglich in mein Ohr: »Ken ist gestorben, aber du wirst OK sein«. João hörte das und stand auf, um rüber zu Ken zu rennen, aber andere waren schon bei ihm. Er hob seine Kamera. »Ken wird das später sehen wollen«, sagte er zu sich selbst. Er war ungehalten darüber, dass Kens Haare ins Gesicht hingen und das Bild ruinierten. João machte Fotos von uns beiden - zwei seiner engsten Freunde -, ich ausgestreckt auf dem zerbröselten Beton, meine Brust umklammernd; Ken, wie er von Gary und einem Soldaten unbeholfen hinten in ein Panzerfahrzeug gehievt wird, wobei sein Kopf wie der einer Stoffpuppe lose hin- und herbaumelt und seine Kameras nutzlos von seinem Hals hängen. Dann war ich dran, in den Panzerwagen geladen zu werden; Jim nahm meine Schultern und João meine Beine, aber ich bin groß, und Heidis Verwöhnung hatte noch mehr Kilos draufgelegt. »Du bist zu fett, Mann!«, witzelte João. »Ich kann gehen«, protestierte ich und versuchte zu lachen, aber seltsam eingeschnappt. Ich wollte sie auf das Gewicht der Kameras hinweisen.

Nach vier langen Jahren Gewaltbeobachtung hatten uns die Kugeln schließlich erwischt. Das Bang-Bang war gnädig gewesen, bis jetzt.

Früher an diesem Vormittag hatten wir auf den Seitenstraßen und in den Gassen des verwüsteten Niemandslandes im **Thokoza**-Township gearbeitet - Ken Oosterbroek, Kevin Carter, João und ich. Über die Jahre waren wir vertraut geworden mit den sich jagenden Auseinandersetzungen zwischen Polizei, Soldaten, modernen Zulu-Kämpfern und **Kalaschnikows** schleppenden Jugendlichen, als die Apartheid an ihr blutiges Ende kam.

Kevin war nicht bei uns, als die Schießerei stattfand. Er hatte Thokoza verlassen, um mit Lokaljournalisten über den Pulitzer Preis zu sprechen, den er für sein schockierendes Bild eines hungernden Kindes, das im Sudan von einem Geier bedrängt wird, bekommen hatte. Er war hin- und hergerissen, ob er gehen sollte. João hatte ihm geraten zu bleiben, denn obwohl gerade Kampfpause war, würden die Dinge bestimmt wieder hochkochen. Aber Kevin genoss seinen neugewonnenen Status als Berühmtheit und ging.

Beim Steak-Mittagessen in Johannesburg erzählte Kevin von seinem häufig knappen Entkommen. Nach dem Nachtisch sagte er den Journalisten, dass es diesen Morgen eine Menge Bang-Bang gegeben habe in Thokoza und dass er zurückfahren müsse. Während der Rückfahrt in das Township, etwa 16 Kilometer außerhalb von Johannesburg, hörte er in den Radionachrichten, dass Ken und ich angeschossen worden waren und dass Ken tot war. Er raste zum örtlichen Krankenhaus, in das wir gebracht worden waren. Kevin trug so gut wie nie Körperschutz, das tat keiner von uns, und João lehnte das rundweg ab. Aber am Eingang zum Township, bevor er das Krankenhaus erreichte, streifte sich Kevin seine kugelsichere Weste über den Kopf. Mit einem Mal spürte er Angst.

Die Jungs waren nicht länger unberührbar, und noch bevor die Blutspuren an der Betonmauer verblichen waren, sollte ein weiterer von uns tot sein.

2

»ACH, EIN PONDO - ER VERDIENTE ES ZU STERBEN«

*Tod hat den Glücklichen getötet
Tod hat den Glücklichen getötet
Tod hat den Großartigen getötet, dem ich vertraute*

Traditionelles Acholi-Beerdigungslied

17. August 1990

An einem sonnigen Frühlingsnachmittag 1990 mache ich im Alter von 27 Jahren die 25-Minuten-Fahrt nach Soweto, wo politisch motivierte Kämpfe ausgebrochen sind, und ich fühle, wie sich meine Kehle sachte zusammenzieht und ein Spannungsschauer von meinem Magen ausgeht und über meine Arme läuft, während ich das Lenkrad fester halte. Die Aufregung bereitet mir leichte Übelkeit; es ist wie von einem Albtraum aufzuwachen, dessen Einzelheiten man nicht mehr kennt, aber dessen Eindrücke noch nachwirken. Es ist eine unbestimmte Furcht: Ich bin irgendwie verängstigt, dass ich getötet werden könnte, erschrocken davor, was ich sehen könnte in dem Aufstand, der in den schwarzen Wohngettos explodiert ist, aber ich verstehe die Angst nicht recht. Ich habe auch keine Vorstellung davon, dass dies der Beginn eines neuen Lebens für mich ist.

Ich war - wie immer - in einem grünen, gut gepflegten Vorort des weißen Südafrika aufgewacht, hatte mich in einem weiß gefliesten Badezimmer gewaschen und mit

heißem Wasser rasiert. Mein Haus wurde von einer schwarzen Frau saubergemacht, und an der Tankstelle war es ein schwarzer Mann, der mein Benzin nachfüllte und in der Hoffnung auf ein paar Cent Trinkgeld die Windschutzscheibe putzte. So war es schon mein ganzes Leben lang gewesen, trotz meiner intellektuellen Opposition zur Apartheid und meiner vorübergehenden Beteiligung an der Politik des Freiheitskampfes. Während ich aufwuchs, war mein Leben in den meisten Belangen typisch verlaufen für einen Englisch sprechenden weißen südafrikanischen Jungen.

Es gab in den 70ern eine sehr bekannte Werbemelodie, die gewissermaßen den Titelsong meiner Oberstufenjahre gab: »Wir lieben Grillpartys, Rugby, sonnige Himmel und Chevrolet / Sie gehören zusammen in der guten alten Republik Südafrika: Grillpartys, Rugby, sonnige Himmel und Chevrolet!« Dieses Liedchen brachte das Vertrauen der Weißen Südafrikas perfekt zum Ausdruck, geborgen in dem Paradies, das sie für sich selbst geschaffen hatten, trotz der internationalen Sanktionskampagnen, die unser Land isolieren und unsere Minderheitenregierung zwingen sollten, den Kurs der Apartheid zu widerrufen. Weiße Südafrikaner hatten sich zur Verteidigung in ein **Laager** zurückgezogen, gaben hohe Summen für die Symbole der Selbstgenügsamkeit aus und genossen außergewöhnliche materielle Vergütungen dafür, willfährige Wähler zu sein.

Ich kann nicht sagen, dass mich die Werbemelodie jemals beleidigt hätte, während ich aufwuchs. Ich spielte gern Rugby und mochte den Reiz der kontrollierten Aggression. Ich hielt auch die sonnigen Himmel und mein privilegiertes Leben für selbstverständlich, wenn ich auf den dampfenden Kacheln rund um das öffentliche Schwimmbad nahe unserem Zuhause in dem Johannesburger Vorort lag. Ich dachte nicht an schwarze

Teenager in überfüllten Slums ohne Zugang zu Schwimmbecken. Und es gab immer reichlich Grillfleisch, das von den üblichen Wochenend-Grillpartys übriggeblieben war, oder frisches Barbecue.

Die Eltern meiner Mutter waren katholische Kroaten, die in den 20ern aus Jugoslawien emigriert waren, und mein Vater tauchte in den 50ern in Südafrika auf. Ich wurde in einer ausschließlich weißen, Englisch sprechenden Gemeinde aufgezogen und besuchte durchschnittliche englische Schulen. Unser einziger Kontakt zu Schwarzen war der zum Dienstpersonal - Hausarbeiter, »Gartenjungen« und »Mülljungen«. Ich benutzte niemals das Wort »Kaffir« - den muslimischen Ausdruck für »Ungläubiger«, der über Jahrhunderte entstellender Verwendung zu Südafrikas verletzendstem rassistischen Schimpfwort geworden war. Ich dachte nie daran, freitagnachts zum Kaffirprügeln zu gehen - ein Brauch, bei dem Gruppen betrunkenere weißer Jugendlicher nach einzelnen Schwarzen Ausschau hielten, um sie niederzuschlagen. Ich wusste, dass in unserer Gesellschaft eine Krankheit wucherte, aber damals war mir ihr Ausmaß nicht klar. Ich hielt die Annehmlichkeiten der Apartheid für selbstverständlich. Wie die meisten meiner Zeitgenossen hatte ich darin versagt, die Situation der schwarzen Südafrikaner wahrzunehmen, den Unterschied zu sehen zwischen einer Township-Schule und meinem Anwesen mit grünem Rasen, und ich hatte keine Ahnung von dem Hunger in den Homelands - den ethnisch begründeten Reservaten, in die schwarze Menschen aus dem »weißen« Südafrika hinaus zwangsumgesiedelt wurden. Meine Mutter hatte mir Sinn für Gerechtigkeit und Fairness beigebracht, der vermutlich sicherstellte, dass ich zu einem »netten« Weißen heranwuchs: einem, der seinen Militärdienst leistete, Steuern zahlte und

Verteidigungsanleihen kaufte und eine weniger rassistische, verhältnismäßig liberale Partei wählte, um sein Gewissen zu beruhigen. Ich war einer dieser blinden Taubstummen, die dafür sorgten, dass Südafrika genug Geld machte, um die Apartheid zu bezahlen, ohne dass ich mir jemals die Hände schmutzig machte, indem ich jemanden direkt unterdrückte.

Ich war gerade 16, als ich meine ersten Ferien ohne meine Eltern genoss und Rum und Mampoer Moonshine, selbstgebrannten Obstschnaps, am schönen Küstenstreifen im Süden von Natal ausprobierte, der für Weiße reserviert war. Es war während dieser Sommerferien, dass ich ein afrikaanses Bauern-Mädchen kennenlernte, dessen stumpfe Zehen meine Erziehung bezüglich der rassistischen Widerwärtigkeit einleiteten, die unsere Gesellschaft untermauerte.

Meine Kumpel und ich spielten Fußball am Strand, und ein dünnes, langbeiniges Mädchen mit nussbraunen Augen und wehenden Haaren spielte mit. Sie hieß Michelle und spielte wie ein Junge. Als das Spiel so langsam zu Ende kam, blieben nur wir zwei noch übrig, die den Ball kickten. Michelle erzählte mir, sie habe mit den Kindern der schwarzen Arbeiter, die auf der Farm ihres Vaters arbeiteten, Fußballspielen gelernt. Sie zeigte mir ihre Zehen, verkrümmt und verbogen vom Barfußspielen auf unebenen Feldern des Farmlands. Mit Ironie sprach sie von ihren schwarzen Spielgenossen als **Kaffirs**. Ich war schockiert, aber dann verstand ich, dass ihr Wortgebrauch vergleichbar war mit der Art, wie sich schwarze Amerikaner das Wort »Nigger« angeeignet hatten, um ihm den Stachel zu nehmen. Sie war in einem der rassistischsten Bereiche der weißen Gesellschaft mit schwarzen Kindern aufgewachsen. Als Kind war es ihr erlaubt gewesen, mit den schwarzen Kindern zu spielen,

aber jetzt, da sie älter wurde, wurde von ihr erwartet, ihre schwarzen Freunde aufzugeben. Die größte Furcht von Weißen war es, dass eines ihrer Mädchen mit einem schwarzen Mann schläft. Michelle war ein Teenager, der gegen seine Umgebung und eine Gesellschaft rebellierte, die in Rassismus festgefahren war.

Ich war verschreckt und fasziniert von ihrer Wut, gefangen von dem Gespür für soziale Ungerechtigkeit, die irgendwie außerhalb meiner Vorstadtwelt herumwaberte. Aber mein Leben war erfüllt von Schule, Sport, Alkoholexperimenten und Lernversuchen bezüglich dieser mysteriösen Wesen, die Mädchen genannt wurden.

Als ich an die Universität nach Pietermaritzburg ging, weit weg von zu Hause, in die Ostprovinz von KwaZulu-Natal, wurde ich mit sozialistischer Politik bekannt und betreute schwarze Schulkinder aus nahegelegenen Township-Schulen, die sich für ihre Schulabschlussprüfungen vorbereiteten. Von ihnen lernte ich die damals gebannte Hymne, das Freiheitslied »Nkosi Sikelel' iAfrika«. Die ausschließlich weiße Universität war überflutet mit giftigen Studenten vom rechten Flügel, wovon viele vor der schwarzen Herrschaft im neuerdings unabhängigen Simbabwe geflohen waren, dem früheren Rhodesien nördlich von uns. Südafrikaner nannten sie »Als Wirs«, weil sie gewöhnlich darüber jammerten, wie gut alles gewesen war, »Als wir in Rhodesien waren ...«. Man konnte sie im Allgemeinen an ihren Kleidern erkennen: kurzärmlige Hemden, Rugby-Hosen, lange Socken und Wanderschuhe. Von ihnen hörte ich zum ersten Mal den Ausdruck »Sauerstoffverschwender« als Bezeichnung für schwarze Menschen, und das schockierte mich. Bald war ich in einige Schlägereien und andere hässliche Auseinandersetzungen verwickelt. Nach der Osterpause im April hörte ich, dass ich nominiert worden war, Rugby in

der U-20-Provinzauswahl zu spielen. Obwohl ich sehr gern in diesem Team spielen wollte, hatte ich mich doch schon dafür entschieden, den Sport aufzugeben – der im Rugby um sich greifende Rassismus deprimierte und ärgerte mich viel zu sehr. Ich fing sogar an, jedes Team anzufeuern, das gegen die südafrikanische Nationalmannschaft spielte – die Springboks, denen ich ihre Siege nicht gönnte.

Keine fröhliche Werbemelodie konnte jemals die anderen, dunkleren Kräfte zum Ausdruck bringen, die mein Leben formten. Meine Eltern führten eine furchtbare Ehe, voller Streit, Schläge und Abscheu. Sie wurden geschieden, als mein Bruder und ich noch sehr jung waren, und meine Kindheitstage waren niemals glücklicher, als sie endlich getrennt waren. Ich lebte bei meiner Mutter, Franka, während mein Bruder bei meinem Vater blieb, Mladen. Es war eine schöne Zeit: Sie und ich renovierten Möbel bis in die frühen Morgenstunden, und wenn ich zu müde für die Schule war, schrieb sie falsche Entschuldigungen wegen Übelkeit.

Aber meine Eltern kamen einige Jahre später wieder zusammen, und die Streitereien und Kämpfe begannen von neuem. Es gab Wochen, in denen die Dinge gut liefen, aber dann griff meine Mutter zum Whisky, und das reichte, damit sie sich von einer liebevollen Frau – großzügig, fürsorglich und vergnügt – in jemanden verwandelte, der keinem Streit ausweichen konnte. Mein Vater war ein von Geld besessener Tyrann, der die ganze Zeit zu viel trank und seine Frau wörtlich und physisch missbrauchte. Wann immer es danach aussah, dass Streit begann, spürte ich, wie sich in meinem Magen Angst aufbaute, eine grässliche Furcht vor Gewalt, weit jenseits meiner emotionalen Möglichkeiten, damit umzugehen. Ich erinnere mich noch sehr lebendig an das erste Mal, als es mir gelang, meine Furcht vor meinem Vater zu überwinden. Ich war um die 14

oder 15. Es war an einem Wochenende, und sie waren beide betrunken. Ich hatte den Beginn des Streits nicht mitbekommen, aber er dauerte schon eine Weile - und dann begann er sie zu schlagen. Ich war erschrocken und wütend, aber entschlossen einzugreifen. Für Mladen war dies eine Bedrohung seiner Männlichkeit - er duldet es nicht, von einem »Winzling« infrage gestellt zu werden. Nach viel Geschrei und Remperei fand ich mich mit einem Fleischermesser in der Hand und warnte ihn, wenn er meine Mutter nicht loslassen würde, dann würde ich ihn niederstechen. Sogar durch seinen Alkoholnebel hindurch verstand er, dass es mir ernst war, und er zog sich zurück.

Während meines letzten Schuljahres, 1980, als ich 17 war, fanden Ärzte heraus, dass meine Mutter Krebs hatte. Er hatte als Lungenkrebs begonnen, hatte aber auf andere Organe gestreut. Sie hatte das Rauchen acht Jahre zuvor aufgegeben, und daher war es ein Schock für sie, zu erfahren, dass ihre Anstrengung vergebens gewesen war. Auf mich wirkte ihre Erkrankung wie eine Art kosmisches Missverständnis.

Nachdem sie vom Krebs wusste, begann sie, in einem kleinen ledergebundenen Buch Tagebuch zu führen. Gewöhnlich hatte sie kein Tagebuch geführt - zumindest nicht, soweit ich wusste -, obwohl sie eine leidenschaftliche Sammlerin komischster und nutzlosester Dinge war. Der erste Tagebucheintrag ist mit blauem Kugelschreiber geschrieben, obwohl sie gern mit einem Füller schrieb, und ihre runde, klassische Schulhandschrift verläuft Wort für Wort gleichmäßig. Kein einziges Mal erwähnt sie auf dem Papier ihre Krankheit oder betet sie für ihre Gesundheit. Die Schreibstifte wechselten: einer, der ab und zu aussetzte, ein hellblauer, dann ein leicht verschmiertes Blau. Und die Handschrift, auf die sie so stolz war, verkam zu einem verkrampten, rohen Gekrakel. Und sie schrieb

immer mehr, als fühlte sie, dass die Krankheit sie bezwang, ihr immer mehr zu sagen abnötigte. Aber sie bekam nicht mehr hin als viel zu detaillierte Beschreibungen des Hauses und unseres Alltags, wobei sie jedes Familienmitglied oder jeden Freund erwähnte, der uns besuchte. Sie notierte, dass sie einen Truthahn gebraten und ein Walnussbrot für das Weihnachtsmittagessen gebacken hatte.

Das Tagebuch beginnt dann den Schmerz zu erwähnen, der sie in den frühen Morgenstunden weckte, wenn die Tabletten ihre Wirkung verloren; dass sie die Bettlaken wechseln musste, weil sie sie durchgeschwitzt hatte. Sie war jetzt die meiste Zeit des Tages ans Bett gefesselt und stand nur gelegentlich auf.

Am 10. Dezember 1980 wurde erstmals im Tagebuch der Tod erwähnt - es war ihr letzter Eintrag: »Um 16:30 war Termin bei Dr. Homan für Morphinum-Injektion. Im Gespräch sagte er mir, er wäre Christ. Sprach über fehlende Todesfurcht. Keine Gebühr für die Behandlung.«

Als ich das Tagebuch las, fasste ich die ersten, banalen Einträge als ihren Versuch auf, den Krebs zu verdrängen, am Leben festzuhalten. Gegen Ende hin konnten sie die Tabletten, die sie verschrieben bekam, nicht mehr vollkommen schmerzfrei halten, und Mom wusste, es war zu spät für eine Genesung. Jeden Tag, wenn der Schmerz zu stark wurde, bat sie mich, für sie ein heißes, heißes Bad einlaufen zu lassen. Seit sie zu schwach war, allein zu baden, half ich ihr, sich auszuziehen und sich in das dampfende Wasser zu setzen. Sie japste wegen der Hitze, aber es half ihr, den anderen, tödlichen Schmerz zu lindern. Ich konnte damit nur schwer umgehen: Meine Mutter war hilflos und voll unermesslichen Schmerzes, und ich war verlegen wegen ihrer Nacktheit, und es war schwierig zu akzeptieren, dass diese stolze unabhängige Frau sich noch nicht einmal selbst anziehen konnte. Ich kann mich nicht

mehr an ihr Gesicht von damals erinnern, aber ich erinnere mich noch deutlich an ihren aufgedunsenen Bauch im Wasser.

In den letzten Monaten ihres Lebens stellten meine Eltern ihre Kämpfe ein. Mein Bruder Bart, der zwei Jahre älter war, konnte nicht mit ihrer Krankheit umgehen und ging stundenlang laufen, um die Angst loszuwerden, die er spürte. Ich verstand Krebs nicht richtig: Ich wusste, er konnte dich töten, aber ich wusste auch, dass er heilbar war. Mom hatte Chemotherapie und Bestrahlung gemacht, und ich vertraute darauf, dass es sie heilen würde. Vor allen Dingen würde Gott sie retten. Was ich nicht wusste, war, dass meine Mutter wusste, dass sie sterben würde, dass ihr vorgegeblicher Glaube an eine Wunderheilung nur für uns gedacht war. Wir übrigen glaubten, dass sie durchhalten würde. Ich wurde vorübergehend so andächtig religiös wie meine Mutter, meine Onkel und Tanten. Wir alle beteten Tag und Nacht und glaubten, dass der Herr sie verschonen würde.

All dieser Liebe und diesem Glauben zum Trotz starb sie, in einer heißen Sommernacht. Wir standen alle um ihr Bett herum in dem kleinen gelben Zimmer. Mladen las irgendeinen Liebesromanzen-Comic in einem anderen Zimmer und musste an ihr Totenbett geholt werden. Das war das Ende jeglicher Gefühle, die ich für ihn hatte, außer Verachtung und Hass, und dennoch dauerte es noch ein Jahr, in dem wir »Frankas wegen« versuchten, als Familie zusammenzuhalten, bis schließlich ein erbitterter und gewaltsamer Streit jegliches Ansinnen beendete. Für mich war er nicht mehr länger mein Vater. Und es brauchte noch viel weniger Zeit, bis mein naiver Glaube an Gott verschwand.

Neun Jahre später also, am Freitag, 17. August 1990, fand ich mich, ein gottloser, erschrockener und verwirrter

weißer junger Mann in seinen späten Zwanzigern, dabei, den Komfort des weißen Johannesburg zu verlassen und mich ins schwarze Soweto zu wagen, mit sonst nichts ausgestattet als mit einem Paar veralteter Kameras. Ich hatte ein paar Jahre zuvor zu fotografieren begonnen, um das Leben anderer Menschen zu erkunden, je verschiedener von meinem desto besser. Ich hatte bemerkt, dass es nichts Besseres als eine Kamera gibt, um auf jeden Fall Neugier zu erwecken. Aber ich war so weit weg von der Nachrichtenschleife sechs Monate früher, dass ich es vorgezogen hatte, statt das größte Nachrichtenereignis meines Lebens zu erleben - Nelson Mandelas Freilassung nach 27 Jahren im Gefängnis -, die Menschen zu fotografieren, die im fernen Norden des Landes zusammengekommen waren, um der Regenkönigin nach dem Tod ihrer Tochter Respekt zu erweisen. Die Regenkönigin, oder Modjadji, als die sie bekannt ist, ist ein traditionelles Oberhaupt, das, wie man glaubt, dazu fähig ist, über den Regen zu herrschen, in einem Land, das zu Trockenheit neigt. Ich hatte viel Zeit dort verbracht und war dabei, eine beachtliche Anzahl an Bildern zusammenzustellen.

Neben solcher anthropologischer Arbeit machte ich Geschichten über Menschen, die unter der Apartheid lebten, zumeist ländliche Sachen. Aber nach Mandelas Freilassung war klar, dass eine neue Ära begonnen hatte und die Apartheid zu Ende ging. Im Radio wurden zunehmend Berichte über brennende Barrikaden und tödliche Zusammenstöße in Sebokeng, Thokoza und dann Soweto gesendet - Südafrikas größter schwarzer Stadt, gerade mal 15 Kilometer von meinem Zuhause entfernt, und ein Ort, den ich wenigstens kannte, im Gegensatz zu den anderen, weitaus bedrohlicheren Namen. Mein Schwanken zwischen Aufregung und Furcht wuchs noch,

weil die Nachrichten stündlich von einer Ausweitung des Konflikts berichteten.

Es gab um die Townships keine sichtbaren Grenzen, keine Wachtposten, um Unkundige zu warnen, keine Schilder, die sagten: »Fernbleiben: Kampfzone«. Aber innerhalb dieser Gettos ging ein Krieg vor sich, dergestalt, dass Einwohner, die Nelson Mandelas nicht-rassischen African National Congress (ANC) unterstützten, gegen die Polizei und zugewanderte ländliche Zulu-Nationalisten kämpften, die in Arbeiter-Hostels untergebracht waren, die jede Township sprenkelten. Diese Hostels, sich ausbreitende Wohnanlagen mit einstöckigen Gebäuden für Arbeiterschlafsäle, wurden zu Zulu-Festungen unter dem Banner der Inkatha, der aggressiv nationalistischen Zulu-Bewegung, die in den 70ern als Kulturorganisation gebildet, aber rasch politisch geworden war. Ich - wie die meisten Leute - verstand die genauen Ursachen dieses Kriegs nicht und war von den anscheinend wahllosen Gewaltakten verwirrt. Die einfache und weithin akzeptierte Antwort war, getragen von der weißen Regierung, dass sich der ANC mit Inkatha in einer Schlacht um die Macht befand - nicht mehr und nicht weniger. Aber viele Jahre später wurden alle die Halbwahrheiten und Offensichtlichkeiten endlich zusammengebracht, und so zeigte sich, dass die Euphorie um Mandelas Freilassung begleitet worden war von einer dauerhaften Kampagne brutaler Tötungen und des Terrors, heimlich geplant, finanziert und ausgeführt von Sicherheitskräften der Regierung und der Polizei. Polizisten und Soldaten ermordeten politische Persönlichkeiten, Gemeindeführer, und heuerten Banden an, um Terror in die Townships zu bringen. Die weiße Regierung wollte vor den Wahlen, die es schwarzen, farbigen und indischen Südafrikanern erlauben würden, erstmals in einem Eine-Person-eine-Stimme-

Verfahren zu wählen, die Unterstützung für den ANC zum Erliegen bringen. Inkatha kollaborierte mit dem weißen Staat im Versuch, den ANC zu zerschlagen, und erhielt heimlich Waffen und militärisches Training durch die Sicherheitskräfte. Diese Zulu-Nationalisten, die von einer Sezession träumten, wollten die Autonomie für ihr KwaZulu-Homeland erhalten, das sonst künftig in einem ANC-geführten Südafrika aufgehen würde.

Als ich mich dem Eingang zum Nancefield-Hostel näherte, weit innerhalb von Soweto, stand ich zum ersten Mal Dutzenden bewaffneter, angriffslustiger Zulu-Kämpfer gegenüber. Sie trugen rote Stirnbänder, waren mit unterschiedlichsten machetenähnlichen Kampfmessern, Knüppeln und zusammengebastelten Speeren bewaffnet und standen auf dem höher gelegenen Bahndamm gleich beim Hostel, riefen Beleidigungen und Drohungen über einen zugewucherten Friedhof. Am anderen Ende des Friedhofs befand sich eine große Gruppe Anwohner, vermutlich ANC-Anhänger. Unter ihnen waren mehrere Journalisten. Ich sah nicht viel Sinn darin, hinüberzugehen; selbst wenn ich Bilder bekommen hätte, wären sie schwer an Zeitungen zu verkaufen, die mit ihren eigenen, wahrscheinlich kompetenteren Fotografen vor Ort waren. Ich wusste, dass die Zulus hier von den Township-Einwohnern, die in zweiter und dritter Generation aus einem Dutzend anderer südafrikanischer Volksstämme stammten, in der Rolle der Bösen gesehen wurden. Ich wusste auch, dass die massiven, baufälligen Schlafsaalgebäude Zehntausende an Arbeitsmigranten beherbergten, die aus den ländlichen Stammes-Homelands aus dem ganzen Land kamen und brutal ausgegrenzt wurden, wenn sie nicht Zulus waren.

Der Konflikt war komplizierter als nur Zulus gegen den Rest. In »Zululand« hatte schon seit Jahrzehnten ein